

# Geleitwort

Liebe Mitglieder unseres Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, liebe Freunde und Förderer !

Ein Vorwort ist immer auch ein Grußwort; und so grüße ich Sie alle sehr herzlich. Ich freue mich persönlich immer wieder, dass unsere Mitteilungen so „gehaltvoll“ sind (was natürlich vor allem Professor Grulich zu verdanken ist) und dass unsere Leser sie sehr schätzen.

Heute will ich Ihnen allen eine große Freude weitergeben:

Am Samstag, dem 3. Mai fand im Hohen Dom zu Mainz eine Diakonenweihe statt. Hier wurden insgesamt vier junge Männer durch Weihbischof Dr. Ulrich Neymeyr zu Diakonen geweiht, in einem Jahr werden sie dann die Priesterweihe empfangen. Sie stammen aus Gambach, Wald-Michelbach, Langen und Neustadt (Breuberg).

Der aus Gambach kommende Diakon ist Daniel Sebastian Kretsch und ist einer der jüngsten Mitglieder des Instituts in Geiß-Nidda. Ich kenne den neugeweihten Diakon seit vielen Jahren. Als ich noch Gefängnispfarrer in Butzbach war, durfte ich in der Kirche Mariä Himmelfahrt zu Gambach öfters und vor allem an Fronleichnam aushelfen. Einer der großen Ministranten war der jetzige Diakon Daniel Kretsch.



Daniel Kretsch ist seit Jahren Mitglied unseres Instituts und zwar nicht etwa aus mitbrüderlicher Freundschaft mit mir. Nein, Daniel hat mütterlicher und väterlicherseits sudetendeutsche Wurzeln! Und dessen ist er sich stets bewusst gewesen, was heute bei jungen Leuten nicht unbedingt selbstverständlich ist.

Mütterlicherseits liegen seine Wurzeln in Rabersdorf bei Mährisch-Schönberg, wo die Familie eine Seidenweberei besaß, die mit den Namen Klamert und Hamp in Verbindung gebracht wird. Väterlicherseits kommt die Familie aus Arbesau, einem Ortsteil von Tellnitz im Bezirk Aussig an der Elbe. Hier hatte die Familie einen Schlosserbetrieb.

Unsere Glückwünsche gelten dem neuen Diakon und seiner Familie. Den Titel seiner Diplomarbeit an der Gutenberg-Universität in Mainz will ich unseren Lesern nicht vorenthalten: Die Systematisierung der Engellehre bei Pseudo-Dionysios Areopagita und ihre Bedeutung für die Angelologie bei Thomas von Aquin.

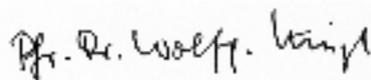
Bei dem Thema denke ich daran, wie oft Professor Grulich bei Führungen in Kirchen des In- und Auslandes auf diesen legendären Apostelschüler Dionysios hingewiesen hat, der in Frankreich als Saint Denis verehrt wird. Seine Kapelle in Paris stand auch in Verbindung mit dem großen böhmischen König und römischen Kaiser Karl IV. und seinem Hof in Prag.

Auf den folgenden Seiten stellen wir zwei neue Bücher vor, und zwar die Studie unseres Mitarbeiters Walter Schwarz über den Ackermann aus Böhmen und eine Festschrift, die unsere Mitarbeiter ihrem Institutsleiter Rudolf Grulich zu seinem 70. Geburtstag gewidmet haben. Es ist eine Auswahl aus seinen Texten in den Mitteilungen Haus Königstein aus den letzten sieben Jahren.

Sicher werden wir auch von unserem neuen Diakon bald etwas in unseren Mitteilungen lesen können. Die Wallfahrer der Vertriebenen-Wallfahrten im Bistum Mainz freuen sich schon jetzt auf den Primizsegen im nächsten Jahr; für den man sich ja bekanntlich ein Paar Schuhsohlen ablaufen soll.

In diesem Sinn schließe ich Sie alle in das Memento meines Messopfers ein und grüße Sie herzlich

Ihr



Geistl. Rat Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl,  
1. Vorsitzender und

Diözesanvertriebenenenseelsorger der Diözese Mainz

# Aktuelle sudetendeutsche Miniaturen zur Geschichte und Kultur der böhmischen Länder

Eine bessere Empfehlung für dieses Buch als das Geleitwort von Kardinal Meisner, hätten sich die Herausgeber nicht wünschen können:

„Wenn die Mitteilungen von Haus Königstein auf meinem Schreibtisch eintreffen, schlage ich als Erstes das Inhaltsverzeichnis auf, um zu sehen, ob Aufsätze oder Artikel von Professor Dr. Grulich dabei sind. Sie werden jedesmal von mir als Erstes mit großem Interesse zur Kenntnis genommen. Das gilt auch für andere Publikationsorgane sudetendeutscher Herkunft, in deren Aufzeichnungen über Vergangenheit und Gegenwart dieses gesegneten Landes, das die Geschichte Böhmen und Mähren nennt, zu lesen sind und aus der Feder von Professor Grulich stammen.“

In dem neuen Buch handelt es sich um Texte aus den *Mitteilungen Haus Königstein*, und zwar aus längst vergriffenen Ausgaben der letzten sieben Jahre, die von seinen Mitarbeitern für eine Festschrift zu Grulichs 70. Geburtstag ausgewählt wurden. Auch dazu zitieren wir noch einmal, was der emeritierte Kölner Kardinal aus Schlesien schreibt:

„Als Jugendlicher war ich mit meiner Mutter in den 40er und 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Sommer auf den abgeernteten Getreidefeldern zum Ährenlesen. Wir bückten uns den ganzen Tag zur Erde, und wenn wir am Abend mit einer gefüllten Tasche von Weizen- oder Kornähren nach Hause gingen, waren wir sehr glücklich und dankbar. Mir scheint Professor Dr. Rudolf Grulich ein solcher Ährenleser auf dem weiten Feld böhmisch-mährischer Geschichte zu sein. Mit unendlichem Fleiß ist er hier anzutreffen. Da die Liebe sehend macht, wird er immer fündig. So bückt er sich herab, gerade auch in die kleinen, verborgenen Ereignisse der Geschichte dieser Länder und fördert aus dem Vergessen wichtige Ereignisse und Erkenntnisse heraus, die uns die Vergangenheit besser verstehen lassen, um die Gegenwart richtiger zu bewältigen.“

In fünf Themengruppen geordnet gewinnt der Leser einen Eindruck, mit welchem Herzblut Grulich die Geschichte der Sudetendeutschen unter die Lupe nimmt, aufarbeitet und dazu beiträgt, dass dieses leidvolle Geschehen, die Vertreibung der Sudetendeutschen

aus ihrer Heimat, nicht in Vergessenheit gerät. Folgende Schwerpunkte werden in diesem Buch gesetzt:

- *Europa und wir oder AEIOU:  
Allen Ernstes ist Österreich unersetzlich!*
- *Gemeinsame Heimat Böhmen-Mähren-Schlesien.  
Eine Auswahl aus der Geschichte der Sudetendeutschen*
- *Unvergessene Menschen der Heimat*
- *Schicksal Vertreibung*
- *Wunde und Narbe Königstein*

Warum diese fünf Abschnitte?

Grulich fühlt sich als Altösterreicher und hat auf Studienfahrten gerne über die fünf Vokale des Mottos Kaiser Friedrichs III. gesprochen. Er kennt Dutzende von Versuchen in verschiedenen Sprachen, diese rätselhafte Buchstabenkombination zu erklären, wobei ihm die Sinnggebung von Willy Lorenz am besten gefällt: Allen Ernstes ist Österreich unersetzlich! Obwohl er ein bekennender Sudetendeutscher ist und Berater im Bundesvorstand der Sudetendeutschen Landsmannschaft, außerdem Mitglied des Sudetendeutschen Rates, nennt sich Grulich gerne einen überzeugten Mährer. Da viele große Sudetendeutsche meist als Österreicher (oder gar als Tschechen) bekannt sind, hat er unermüdlich vergessene Männer und Frauen seiner Heimat bekannt gemacht. Die Vertreibung, die er als Kind erlebte, und seine fünf Jahre Kindheit in der Baracke eines Flüchtlingslagers haben ihn zum Kämpfer gegen Vertreibungen und zum Anwalt von nationalen Minderheiten und Volksgruppen gemacht. Seine Zeit in Königstein und sein Kampf um die Erhaltung dieses Vaterhauses der Vertriebenen, haben ihn bis heute geprägt. Wie der hl. Paulus oportune importune die Wahrheit sagen will, macht auch Grulich keinen Hehl aus seiner Meinung und weist offen auf das Versagen der Kirchenmänner bei der „Abwicklung“ von Königstein hin.

Auf 416 Seiten bringt das Buch einen guten Einblick in das Schaffen Rudolf Grulichs. Es würdigt auch seine beliebten Studienreisen und enthält einige Rezensionen seiner Werke, die zeigen, dass sich die Sudetendeutschen nach ihrer Vertreibung aus der Heimat nicht auch noch in eine geistige Vertreibung aus der Geschichte drängen ließen.

*Sudetendeutsche Miniaturen*

*Böhmisch-mährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich*

Herausgegeben vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

# Der Ackermann aus Böhmen ist weiter aktuell

In diesem Jahr gedenken wir des 600. Todestages von Johannes von Tepl, der auch als Johannes von Saaz bekannt ist, wo er als Stadtschreiber wirkte. Erschüttert und verbittert nach dem Tod seiner Frau Margaretha schrieb er um das Jahr 1400 den Dialog *Der Ackermann und der Tod*. Er nennt sich selber darin einen Ackermann im Vogelkleid, also als Schreiber mit der (Vogel-) Feder als Werkzeug. Er beschimpft den Tod, der seinerseits sich seinem Ankläger stellt und sich verteidigt.

Der Text dieses Streitgesprächs ist der erste Höhepunkt der frühneuhochdeutschen Literatur und in der Sprache der Prager Hofkanzlei Kaiser Karls IV. geschrieben. Zahlreiche Handschriften und Drucke zeigen, wie beliebt dieses Werk war. Reinhold Schneider nannte es ein Trostbuch durch alle Jahrhunderte, von dem 1946 auch die sudetendeutsche Ackermann-Gemeinde ihren Namen herleitete.

Nun hat das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Haus Königstein in Nidda, eine kleine Studie von Walter Schwarz mit dem Titel *Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“* herausgegeben, zu der Rudolf Grulich ein Vorwort schrieb. Das kleine Taschenbuch enthält auch einen dramatisierten modernen Text des tschechischen Regisseurs Dusan Robert Parizek. Diese moderne Fassung wurde nach der Wende im Rahmen eines Kulturprojekts *Erbe und Zukunft. Deutsche Kultur in Tschechien* in vielen Städten Böhmens aufgeführt.

Parizek schuf gleichfalls ein Libretto für eine kleine Oper *Der Ackermann und der Tod* die 2003 in Prag uraufgeführt wurde. Die Aktualität des Ackermanns wurde auch deutlich, als 2006 in Saaz deutsche und tschechische Ärzte unter Leitung von Michael Popović bei einer Konferenz sich mit der Dichtung des Ackermanns, Fragen der Palliativmedizin und den Aspekten des Todes befassten. Das gefällige Taschenbuch verdient Verbreitung auch außerhalb der Volksgruppe.

*Walter Schwarz, Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.* (Kirche u. Heimat Band 5). Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung und einem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 9,80.

# Tag der offenen Tür

Für den **Samstag, den 5. Juli 2014** möchten wir um **14.00 Uhr** zu einem Tag der offenen Tür im **Haus Königstein, Geiß-Nidda** einladen.

An diesem Tag werden wir Ihnen unsere neu erschienen Bücher:

*Sudetendeutsche Miniaturen. Böhmischnährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich.* Herausgegeben vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Haus Königstein, Nidda (s. Seite 3) und

*Walter Schwarz, Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.* (Kirche u. Heimat Band 5). Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung und einem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek (s. Seite 5) vorstellen.

Diese Veranstaltung findet gemeinsam mit der Katholischen Erwachsenenbildung Nidda statt.

**A**m Samstag, dem **17.05.2014**, hatte das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien zu einem Tag der offenen Tür im Haus Königstein in Geiß-Nidda eingeladen und im Rahmen des Katholischen Bildungswerks einen 45-minütigen Film gezeigt:

## ***Vertreibung und Neubeginn.***

Der Film entstand unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Rudolf Grulich, der in seinen einführenden Worten zu dieser Veranstaltung die Entstehungsgeschichte dieses Films vorstellte und berichtete, wie er an Originalschauplätzen in Tschechien gedreht wurde. Der Film skizziert die politische Lage der Sudetendeutschen zwischen den beiden Weltkriegen und beginnt dabei nicht mit dem Schicksalsjahr 1938, sondern bereits 1916 mit dem Todesjahr von Kaiser Franz Joseph. Es kommen zahlreiche Zeitzeugen zu Wort und Grulich spricht als Leiter des Instituts Erklärungen zu einzelnen besonderen Ereignissen dieser Zeit.

Dabei bringt Grulich objektiv die Situationen jener Epoche zur Sprache, vor allem die Benachteiligung der Deutschen in der ersten Tschechoslowakischen Republik nach 1918 und die politischen Fehler auf beiden Seiten. Betroffene, die diese Zeit als Kinder erlebten, berichten in dem Film vom Zusammenleben von Tschechen und Sudetendeutschen, aber auch von Übergriffen und der Tragödie der Vertreibung von drei Millionen Sudetendeutschen. In Viehwaggons mit jeweils 30 Personen wurden die Deutschen in Zügen mit je 40 Waggons in das zerstörte Deutschland deportiert. Einige der Besucher hatten das selber erlebt, auch Pfarrer Wolfgang Stingl, der auf diese

Weise 1946 nach Nidda kam und heute der Vorsitzender des Trägervereins des Instituts ist.

Der Film endet mit einem Beispiel der Integration Sudetendeutscher im heutigen Neugablonz. Zum besseren Verständnis konnte Grulich über die schwierigen Dreharbeiten in der Tschechischen Republik informieren, bei denen er mit Stefan Meining den Film drehen ließ. Besonders eindrucksvoll war die Tatsache, dass in diesem Film manches bisher nicht bekannte und nie gezeigte Fotomaterial aus amerikanischen Archiven verwendet werden konnte. Eine rege Diskussion der sichtlich ergriffenen Besucher schloss sich an, von denen manche staunten, welches wertvolle Material in der Bibliothek und dem Archiv des Instituts vorhanden ist.

## Wallfahrt nach Ungarn



Nach den Wallfahrten in den Vorjahren zu bedeutenden Wallfahrtsstätten in Tschechien, Slowakei, Slowenien und Kroatien, hatte in diesem Jahr unsere bereits traditionelle Wallfahrt mit Kirche in Not Ungarn zum Ziel. Unser Quartier war das evangelische Tagungshaus in Revfülöp am Plattensee. Von dort aus hatte Prof. Dr. Grulich Pilgerziele in Wallfahrtsorten und Bischofsstädten ausgewählt, dazu bedeutende Sehenswürdigkeiten der ungarischen Kultur.

Sein Ziel war es, den Teilnehmern die Sonderrolle des ungarischen Volkes mit seiner nicht indogermanischen Sprache darzustellen in seiner 1000-jährigen Geschichte vom Nomadenvolk bis zum Mitglied der europäischen Völkerfamilie in der EU. Darüberhinaus wurde den Pilgern auch aufgezeigt, dass schon in der römischen Zeit das Christentum in Pannonien heimisch war. Die römischen Grabkammern in

Fünfkirchen zeigten das deutlich, auch die vielen Martinstatuen und Denkmäler. Vielen Teilnehmern wurde erst auf dieser Reise bewusst, dass der spätere Bischof von Tours, der durch die Teilung seines Mantels und durch die Martinslaternen den Kindern in ganz Europa bekannt ist, als römischer Offizier aus dem Gebiet des heutigen Ungarns stammte.

Grulich hatte schon zu Beginn der Reise betont, dass er drei „Bildungsziele“ mit diesen Wallfahrten verfolge: Hinzuweisen auf die zahlreichen, aber meist bei uns unbekanntes Wallfahrtsorte Ungarns; aufzuzeigen, wie eng Ungarn als Teil der k. u. k. Monarchie mit ganz Europa und auch mit den böhmischen Ländern verbunden war und schließlich auch wieder in das Bewusstsein zu rufen, dass diese Verwurzelung in Europa auch durch große Heilige erfolgte.

Da drei Priester an der Wallfahrt teilnahmen, konnte der geistliche Assistent von Kirche in Not in Deutschland, Pater Hermann Josef Hubka, mit ihnen und den Pilgern täglich den Gottesdienst feiern. Das geschah an den Gnadenaltären in Sümeg und Mariagyüd, aber auch in den Domen in Vesprim und Stuhlweißenburg und in der Pfarrei Elisabeth der deutschen Seelsorge in Budapest.

Selbstverständlich erfuhr die Pilgergruppe auch wesentliches über die nationalen Minderheiten Ungarns. Die Galerie der Heiligen, deren Kirchen und Kapellen, Statuen, Bilder und Denkmäler täglich vor Augen standen, reichte vom hl. Martin und den ungarischen heiligen Königen wie Stefan, Emmerich und Ladislaus bis zum seligen Kaiser Karl. Anhand von Heiligen wie der hl. Gisela und der hl. Elisabeth, der hl. Hedwig von Polen und den bei uns weniger bekannten Heiligen wie der hl. Margit und der hl. Kinga erklärte Grulich die Verbindungen der Kirche Ungarns zu Europa. Das geschah auch durch seine Ausführungen über Sudetendeutsche, die in Ungarn wirkten, oder sogar dort geboren waren, wie zum Beispiel Erwin Guido Kolbenheyer.

Nur wenige Ungarn-Touristen kennen wohl die Stätten, an denen auch die Europapatrone Cyrill und Method in Ungarn vor der Landnahme der Magyaren wirkten. Die Gruppe besuchte deshalb auch die Ausgrabungen in Zalavár am Kleinen Plattensee, wo im alten Mosapurk (Moosburg) die beiden Slawenapostel auf ihrem Weg nach Rom beim Fürsten Kocel zu Gast waren. Obwohl dort Denkmäler und Inschriften in Deutsch, Latein und Ungarisch, außerdem in Altkirchenslawisch, Slowenisch und Slowakisch an die beiden Europapatrone erinnern und erst vor wenigen Jahren eine neue Kapelle gebaut wurde, ist Zalavár bei uns unbekannt.

Es war eine erlebnisreiche Wallfahrt, aber auch eine Bildungs- und Studienfahrt nach der Heiligsprechung von Johannes Paul II. und vor den Wahlen zum Europäischen Parlament.

# Juden im Ungarn der Stephanskrone

„Der Gedanke, den ich in dieser Schrift ausführe, ist ein uralter. Es ist die Herstellung des Judenstaates.“ – Kennen Sie diesen Gedanken? Richtig, dieser Satz stammt aus der Vorrede von Theodor Herzls *Der Judenstaat*.

Theodor Herzl, der Begründer des Zionismus Anfang des 20. Jahrhunderts, ist ein Sohn des jüdischen Budapests, der heutigen Hauptstadt Ungarns. Der Zionismus, ein Kapitel der Weltgeschichte, von dem heute wohl noch mehr die Rede ist als im beginnenden 20. Jahrhundert, verdient einen eigenen Artikel; doch im Hinblick an die im Juni 2014 stattfindende Studienfahrt nach Ungarn möchte sich der nun folgende Beitrag mit dem jüdischen Leben im Königreich Ungarn bis zum Beginn der osmanischen Herrschaft beschäftigen.

Jüdisches Leben auf dem Gebiet des heutigen Ungarns kann durch archäologische Grabungsfunde bereits bis in die Römerzeit zurückverfolgt werden. In den Provinzen Pannonien und Dakien siedelten Juden vermutlich im Gefolge von römischen Legionen und ließen erste Synagogen und Gemeinden entstehen.

Schweigen sich die Quellen in der nachrömischen Zeit aus, lässt sich jüdisches Leben erst wieder ab der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts feststellen. Aus den Halachagesetzen, den jüdischen Gesetzesbüchern, können Handelsbeziehungen zwischen Juden aus Ungarn und Juden aus dem übrigen Aschkenas (Ostmitteleuropa, also Polen, Litauen, Böhmen, Mähren und Rumänien) herausgelesen werden. Auch ungarisch-jüdische Gelehrte sind zu dieser Zeit nachweisbar.

Wie in vielen Gebieten Europas nahmen auch die Magyaren Ende des 10. Jahrhunderts die christliche Religion an; damit einhergehend erhielten die dort lebenden Juden einen Sonderstatus – jedoch negativer Art - der sich beispielsweise in der Synode von Szabolcs 1092 in einem Verbot der Ehe zwischen Christen und Juden auswirkte. Außerdem durften Juden ab diesem Zeitpunkt keine christlichen Sklaven haben. Dass die Rechte der jüdischen Bevölkerung in der Folgezeit immer mehr beschnitten wurden, zeigte sich auch ab 1100, als ihre Wohnrechte eingeschränkt und ihnen wenige Jahre später auch der Ackerbau verboten wurde. Fortan sahen sich die Juden gezwungen, Geldgeschäfte und Handel zu betreiben. Im Jahre 1222 erfolgte zudem noch das Verbot der Bekleidung öffentlicher Ämter durch König Andreas.

Die wohl wichtigste Bestimmung des Mittelalters für die Juden Ungarns wurde von König Bela IV. im Jahre 1251 bekanntgegeben und hatte ein Privileg zum Inhalt, das die Juden vor Übergriffen schützen



und den jüdisch-christlichen Handel regeln sollte. Ebenso rief er die Juden nach Buda und sicherte ihnen das Recht auf eine Synagoge zu, was die Grundlage des späteren Judenviertels bildete. Es entstanden zwei Synagogen und ein immer größer werdendes Judenviertel. Als Folge des Privilegs von König Bela IV. ließen sich jüdische Kaufleute aus Österreich und Bayern

in Sopron nieder. Sopron, das im Nordwesten des heutigen Ungarns liegt, wird auch als „Brücke zu den westlichen Nachbarn“ gesehen und stellte gewiss in Bezug auf den Handel einen bedeutenden Knotenpunkt dar. Auch hier entstand ein kleines Judenviertel mit zehn bis 16 Familien, das sich über die älteste Straße in Sopron, die Judenstraße, erstreckte. Hier befanden sich ebenfalls zwei Synagogen, von denen jedoch nur eine im Jahre 1967 freigelegt worden ist.

Entgegen der Schutzgesetzgebung von König Bela IV. legte die Kirche schon 1279 in der Synode von Buda fest, dass die Juden einen roten runden Stoffleck und einen Judenring tragen sollten. In der Regierungszeit Ludwigs I. (1342-1382) und wegen des gleichzeitigen Anwachsens des kirchlichen Einflusses wurde sogar beabsichtigt, die Juden zu bekehren. Weil dies aber nicht erreicht werden konnte, wurde die jüdische Bevölkerung 1360 aus Ungarn vertrieben. Wohl aus wirtschaftlichen Gründen nahm man die Bestimmung vier Jahre später wieder zurück. Den beabsichtigten Zweck der Maßnahme erreichte man jedoch nicht mehr.

Nur wenige jüdische Familien kehrten nach Ungarn zurück. Bereits 1349 wurden Juden aus Ungarn ausgewiesen, weil man ihnen die Schuld am Ausbruch des Schwarzen Todes gegeben hatte. Ritualmordprozesse mit vielfachen Hinrichtungen von Juden, wie es in Tyrnau (Trnava, heute Slowakei) Ende des 15. Jahrhunderts der Fall war, wurden immer häufiger.

Einer der bekanntesten Rabbiner Ungarns war wohl Isaak Tyrnau, der Ende des 14. Jahrhunderts lebte und wirkte. Sein bedeutendstes Werk ist das Buch der Gebräuche („Sefer Haminhagim“).

1526 wurde Ungarn von den Türken erobert; ihrem Rückzug schlossen sich viele Ungarn an. Die Folge sind zahlreiche Gemeindeneugründungen auf dem Balkan. Mit der osmanischen Eroberung Mittelungarns verbesserten sich auch zeitweilig die Lebensverhältnisse der ungarischen Juden.



*Im Vertrag von Trianon verlor Ungarn Zweidrittel seines Staatsgebietes. Viele „ungarische“ Juden stammen aus der Slowakei, dem alten Oberungarn. Ein bekannter Jude war Chatam Sofer aus Frankfurt, der in Pressburg eine Talmud-Hochschule führte. Zu seinem 250. Geburtstag widmete ihm die Slowakei eine Briefmarke und nach der Einführung des Euros diese 10 Euro-Münze. Da er auch in Boskowitz und Prossnitz wirkte, werden wir ihn im nächsten Heft vorstellen.*

Insgesamt lebten schätzungsweise 20.000 Juden im Mittelalter in Ungarn. Ihre Lebensumstände zu dieser Zeit glichen denen der Juden in westeuropäischen Staaten. Das gesellschaftliche Leben war gekennzeichnet von Privilegien, gleichzeitig aber auch von brutalen Übergriffen.

### **Jüdisches Stuhlweißenburg und Budapest**

Die Juden von Stuhlweißenburg erhielten im 14. Jahrhundert das Recht, Gemeindevorsitzende für alle Juden in Ungarn einzusetzen, die wiederum alle übrigen jüdischen Gemeinden verwalteten. Während Stuhlweißenburg folglich im 14. Jahrhundert die bedeutendste jüdische Gemeinde in Ungarn war, tat es ihr Budapest im 15. Jahrhundert nach.

Juden sind in Buda seit dem 11. Jahrhundert nachweisbar. In Pest dagegen durften sie sich erst im 18. Jahrhundert wieder ansiedeln. Die Synagoge in Pest in der Dohány utca (zu deutsch: Tabakstraße, daher auch „Tabaktempel“ genannt) ist im maurischen Stil nach den Plänen des Wiener Architekten Ludwig Förster im 19. Jahrhundert erbaut. Die Bauweise wirkt mediterran und erinnert an spanische Bauten. Die Zuwanderung sephardischer (also spanischsprachiger) Juden aus Kleinasien Mitte des 16. Jahrhunderts stellt wohl auch den Grund für den südländischen Charakter in der Architektur dar. Die Synagoge hat eine Kapazität von 3.000 Sitzplätzen und ist damit Europas größte Synagoge.

Eine weitere bedeutende Institution jüdischer Kultur (und Politik!) stellt das Elternhaus des eingangs erwähnten Theodor Herzl (1860-1904) dar. Heute ist in dem Gebäude ein beachtliches Jüdisches Museum untergebracht.

*Julia Nagel*

## Vor 70 Jahren

### Letzte Erstkommunion in Lubenz

**L**ubenz war bis 1945 ein kleines Landstädtchen im Bezirk Luditz im östlichen Egerland. Seit 1474 hatte es Stadtrecht, allerdings nur fürstliches und kein königliches. Lubenz lag und liegt verkehrsgünstig an der alten Kaiserstraße Eger–Karlsbad–Prag, der heutigen Staatsstraße 6, der Europastraße 48. Die Hussitenzeit scheint Lubenz einigermaßen glimpflich überstanden zu haben, den Dreißigjährigen Krieg, wie ganz Böhmen, nicht. Die außerordentlichen Einbußen an Vieh, die verheerenden Schäden an Gebäuden, landwirtschaftlichen und gewerblichen Gerätschaften und die leidvollen Kriegsfolgen für die Bevölkerungszahl z. B. durch die eine Zeitlang wütende Pest bewirkten, dass Lubenz seinen Rang als Stadt einbüßte und erst im 19. Jahrhundert amtlich wieder zu einem Marktflecken aufstieg.

Die 1846 nach einer Brandkatastrophe neu erbaute Pfarrkirche ist im neogotischen Stil errichtet, eine Seltenheit unter den sonst so vom Barock geprägten Kirchen- und Profanbauten in Böhmen. Nun gut, die Rekatholisierung war damals in Böhmen schon seit langem abgeschlossen. Auffallend ist jedoch die Tatsache, dass die Kirche zwar dem heiligen Laurentius geweiht ist, das große, künstlerisch durchaus beachtenswerte Hochaltarbild jedoch einen der böhmischen Landesheiligen, den heiligen Prokop, zeigt. Dies ist dem Patronatsherrn aus dem Nachbarort Chiesch geschuldet. Die Grafen Lažanský von Buková führten allesamt als einen ihrer (ersten) Vornamen den des heiligen Prokop. Und der dritte seines Namens nutzte die Gelegenheit, hier seinem Namenspatron ein Denkmal zu setzen.

Es jährt sich in diesem Frühling zum siebzigsten Mal der Tag der letzten feierlichen Erstkommunion in eben dieser Pfarrkirche in Lubenz. Seit jenem Jahr 1944 hat es keine mehr in der Sankt Laurentius-Pfarrkirche in Lubenz gegeben. 1945 war zum Zeitpunkt des Weißen Sonntags auch in Lubenz die Welt längst aus den Fugen geraten. Das Kriegsende mit all seinen chaotischen und verstörenden Wirrungen und dem nicht nur für uns Kinder unverständlichen und beunruhigenden Durcheinander zeichnete sich erschreckend ab. Lubenz war seit dem Jahresbeginn 1945 fortwährend überbevölkert.

Tagelang waren bereits im Winter die schlesischen Flüchtlingstrecks durch unseren Ort gezogen. Die Pferdebesitzer aus Lubenz und Umgebung leisteten Vorspanndienste am Poschauer Berg. Die abgekämpften und entkräfteten Pferde der Flüchtlinge aus Niederschlesien waren Berge nicht nur nicht gewöhnt, sondern sie hatten sich schon über das Sudetengebirge in Nordböhmen gequält. Die

Flüchtlinge selbst waren erschöpft und entkräftet. Schließlich waren sie schon wochenlang bei jeder Witterung unterwegs.

Nach ihnen wurden in langen Marschkolonnen todmüde Kriegsgefangene von ebenso übermüdeter Bewachung aus älteren Wehrmachtssoldaten durch Lubenz westwärts gedrängt, zuerst Franzosen, dann Engländer und Kanadier und danach Russen. Die Kriegsgefangenenlager in Schlesien waren vor der heranrückenden Roten Armee evakuiert worden. Die als schwerkrank befundenen, nicht mehr als marschfähig eingeschätzten Gefangenen, wurden von einheimischen Bauern auf Leiterwagen, die man notdürftig mit Stroh ausgestattet hatte, von Ort zu Ort befördert. So ein Wagen war immer von zahlreichen Gefangenen umringt. Wenn sie schon darauf keinen Platz fanden, wollten sie sich wenigstens anklammern und ein bisschen mitgezogen werden.

Ja, und schließlich kamen, dann allerdings in entgegengesetzter Richtung getrieben, männliche und weibliche KZ-Häftlinge durch unseren Ort. Sie sollten sich in Richtung Leitmeritz schleppen, um dort als Arbeitskräfte für das im Bau befindliche Stollensystem zu dienen, in das man die Hydrierwerke zum Schutz vor Fliegerangriffen verlegen wollte. Die nordböhmische Braunkohle wurde dort in letzten Kriegsanstrengungen zu Benzin verarbeitet. Alle Häftlinge haben in Lubenz gerastet und in der Scheune des Meierhofes übernachtet. Die Häftlinge in ihrer grau-weiß gestreiften KZ-Kleidung mit jeweils einer Decke über den Kopf gezogen machten einen mitleiderregenden und jammervollen Eindruck. Mehrere sind in Lubenz an Entkräftung zu Tode gekommen und wurden klammheimlich nächtens in der Großen Rachel verscharrt. Heute ruhen sie auf dem Lubenzer Friedhof. Ein Gedenkstein erinnert an sie.

Von einem geregelter Schulunterricht war schon seit langem keine Rede mehr. Als im Herbst 1944 die ersten aus der Batschka evakuierten Deutschen in Lubenz eintrafen, wurde das Schulhaus zum Flüchtlingslager. Ein paar Mal fand im Gasthaus Wilhelm noch so etwas wie ein Notunterricht in den Grundfächern Deutsch und Rechnen statt. Die Wirtstische wurden zusammengeschoben, eine Wandtafel irgendwo aufgestellt, so dass sie nur von wenigen Schülern einsehbar war. Aber die konnten auch nicht viel erkennen, weil die Beleuchtung so schlecht war, dass von der schwarzen Tafelfläche jedes Licht geschluckt wurde. Die Wirtsstube war zudem nicht beheizt. Oberlehrer Lang hatte bald ein Einsehen und stellte den nutzlosen Ersatzunterricht ein.

Was den geordneten, regelmäßigen Schulunterricht anbelangte, galt natürlich erst recht für einen Behelfsunterricht in der Religionslehre. Der seit dem Sommer 1942 für Pfarrer Rudolf Wendolsky, den man als „Schutzhäftling“ in das KZ Dachau verbannt hatte, in der Pfarrei

Lubenz amtierende Pfarradministrator Anton Pinzka hatte überhaupt keine Möglichkeit, einen vorbereitenden Kommunionunterricht auch nur ansatzweise anbieten zu können. Also entfiel 1945 die alljährliche feierliche Erstkommunion.

Erst ab Ende Juni 1945 kamen die Tschechen in unser Landstädtchen. Sie waren größtenteils atheistisch gesinnt, auf jeden Fall nicht katholisch. An kirchlichen Ritualen hatten sie auch für ihre Kinder kein Interesse. Diese Einstellung verstärkte sich noch nach der gewaltsamen Übernahme der staatlichen Macht 1948 durch die Kommunisten und dem Wandel der ČSR (Tschechoslowakische Republik) zur ČSSR (Tschechoslowakische Sozialistische Republik). An dem konfessionellen Zustand hat sich bis heute nichts geändert. Pfarrer Winiarsky, der jetzt von Kralowitz aus für eine flächenmäßig sehr große Pfarrgemeinschaft zuständig ist und auch Lubenz betreut, berichtete dem Verfasser dieser Zeilen, dass in seinem Pfarrsprengel nur 1 (in Worten: ein) Prozent der neugeborenen Kinder getauft würden. Das gelte für die gesamte Tschechische Republik, die als einziger atheistischer Staat in Mitteleuropa, auch in der ganzen Europäischen Union zu gelten habe. Immer wieder ist den Medien zu entnehmen, dass sich tschechische Politiker dessen im In- und Ausland hochgemut und selbstgefällig rühmen. Ob die nach 1946 in Lubenz zugezogenen Sinti und Roma sich mehrheitlich dem katholischen Glauben zugehörig fühlten, ist nachträglich nicht mehr zu erschließen. Heute leben die meisten ihrer Nachkommen am Struharsch. Die zugezogenen Slowaken kamen mehrheitlich aus der Ostslowakei. Auch ihre Religionszugehörigkeit ist heutzutage nicht mehr zweifelsfrei festzustellen.

Andernorts im ehemaligen Egerland zählen sich die nach 1945 angesiedelten Slowaken zur griechisch-orthodoxen Kirche. Die zwei, drei slowakischen Familien, die während des Krieges als Arbeiter für und auf dem Lubenzer Meierhof tätig waren und in der „Dorr“ wohnten, hatten den Status bevorzugter Fremdarbeiter. Waren sie ja Angehörige des befreundeten Staates Slowakei, der immerhin zwei Divisionen als „Waffenbrüder“ der großdeutschen Wehrmacht nach Russland schickte. Die Slowaken in Lubenz vor 1945 schienen sich der katholischen Kirche zugehörig gefühlt zu haben.

Seit 1944, also seit siebzig Jahren, hat es in Lubenz keine feierliche Erstkommunion mehr gegeben. Es ist deswegen angebracht, an diese Erstkommunionfeier für den Geburtsjahrgang 1935 zu erinnern. Die Erinnerung ist umso notwendiger, weil der noch vor einiger Zeit für Lubenz zuständige Pfarrer Petr Rezáč aus Luditz (Římskokatolická farnost Žlutice) eine Bitte des Stadtbetreuers von Lubenz, der zum Geburtsjahrgang 1935 und damit zu den Erstkommunikanten von 1944 zählt, in herrisch schroffer und unwirscher Art abgelehnt hat, eine

entsprechende Gedenk- und Jubelfeier aus dem geschilderten Anlass zu ermöglichen. Jeder möge doch in seiner jetzt zuständigen Pfarrei der Erstkommunion von 1944, wie er will, gedenken. Als Pilger wären die Kommunikanten von 1944 zwar willkommen, eine zu dem Anlass passende und erforderliche Erneuerung des Taufgelöbnisses wäre allerdings in deutscher Sprache nicht möglich. Im Übrigen sollten die Jubelkommunikanten ihre Ehen in Ordnung bringen. Und dabei hat er niemanden des betroffenen Personenkreises persönlich oder sonst irgendwie gekannt. Bei dem gegenwärtig zuständigen Pfarrer Winiarsky wäre so eine taktlose Antwort unmöglich gewesen.

Pfarrer Pinzka hat jedem Teilnehmer der Erstkommunion 1944 eine kalligrafisch gestaltete Urkunde ausgehändigt. Für ein Gruppenfoto fand sich mitten im totalen Krieg kein Fotograf. Auch ein neuer Kommunionanzug war für den Berichterstatter damals weder in den größeren Nachbarstädten geschweige denn in Luditz aufzutreiben. Zum Glück hat die Großmutter aus Petlarn im Landkreis Tachau noch über einen Vorrat aus gebleichtem Leinen verfügt, aus dem ein Kommunion-Ersatz-Anzug geschneidert werden konnte. Über ein Anzügelchen in meiner Größe verfügte ich damals nicht mehr oder noch nicht. Deswegen war gegen jede Gewohnheit mein Kommunionanzug ganz leinenweiß.

Natürlich gab es jetzt gegen Kriegsende auch keine Kommunionkerzen mehr zu kaufen, weder beim Kaufmann Czesky noch bei Hauptmann. Selbst in Saaz oder Karlsbad gab es so etwas nicht, auch nicht gegen irgendein „Schmiermittel“ als Bestechungsversuch. Da die meisten unserer Eltern ihre eigenen Kommunionkerzen treu verwahrt hatten, kamen diese nun zum Einsatz. Wo beim besten Willen keine Kerze aufzutreiben war, da half Pfarrer Pinzka in Einzelfällen aus. Aus dem Vorrat von Messkerzen, den offenbar noch sein Vorgänger Wendolsky angelegt hatte, stiftete der Pfarrer eine oder zwei. Sie wurden jeweils in drei Teile zerlegt, die Stücke auf einem Stock befestigt, Stock und Kerzenstummel mit weißem Krepppapier umwickelt, so dass man die „Ersatzkerze“ – zumindest von weitem nicht – als zusammengestückelt erkennen konnte.

Die Erstkommunionfeier war, glaube ich, nicht nur für uns Kinder schon ein erhebendes Erlebnis. Das Apostolische Glaubensbekenntnis, das wir im Religionsunterricht auswendig gelernt hatten, haben wir gemeinsam brav und gottesfürchtig gebetet. Ähnlich haben wir „Fest soll mein Taufbund immer stehen ...“ begeistert gesungen. Frau Ring, die Gattin unseres Tierarztes, hat an diesem Tag nicht nur wie jeden Sonntag die Orgel gespielt. Heute war das Spiel aber besonders festlich. Schließlich war ja ihre eigene Tochter Hanni auch unter den Erstkommunikanten. Zum Auszug von uns aus der Kirche brauste die Orgel richtig auf. Väter waren so gut wie keine zugegen. Sie waren fast

alle Soldaten und zumeist an der Ostfront. Das war der einzige Wehmutstropfen an diesem Festtag.

Heute erinnern wir uns dankbar an Pfarrer Pinzka und die würdevolle Erstkommunion, die er trotz aller kriegsbedingten Einschränkungen mit und für uns als erhabene Feier gestaltet hat.

*Herwig Baier*

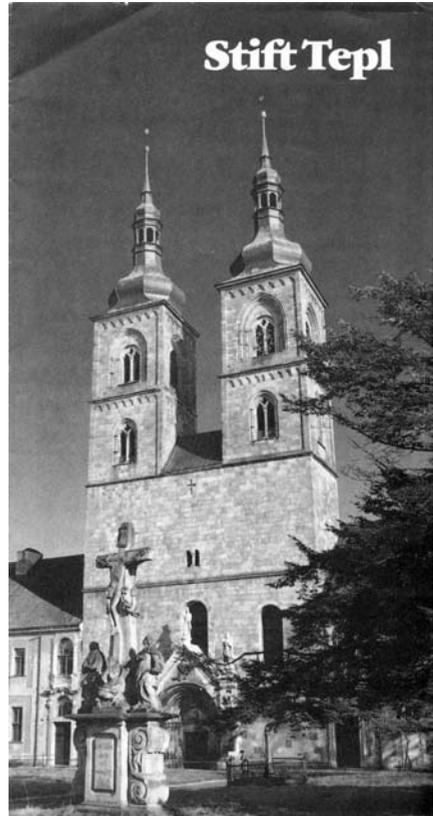
## Geburtstage zweier Äbte von Tepl:

**Zum 150. Geburtstag von Abt Helmer und zum 100. Geburtstag von Abt Böhm**

Die Egerländer gedenken heute zweier ihrer führenden kirchlichen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts, des Abtes von Tepl Gilbert Helmer, der das traditionsreiche Stift von 1900 bis zu seinem Tode 1944 führte und dessen Geburtstag sich in diesem Jahr zum 150. Male jährt sowie des 100. Geburtstages von Abt Wolfgang Böhm.

Abt Helmer hat das Kloster Tepl durch die Schwierigkeiten nach dem Ersten Weltkrieg in der neuen Tschechoslowakischen Republik geführt und starb im Zweiten Weltkrieg, nach dessen Ende die Vertreibung der deutschen Prämonstratenser dem über 800 Jahre alten deutschen Stift einen Todesstoß versetzte, den Abt Böhm aufhalten wollte.

Helmer wurde am 2. Januar 1864 in Schiskowitz als Sohn eines Müllers geboren und auf den Namen Johannes der Täufer getauft. Er hatte sechs Geschwister: fünf Brüder und eine Schwester. Die Schulbildung erhielt er an der Volksschule des Stiftes in Tepl und an der Bürgerschule der Stadt Tepl, später am k.k. Gymnasium in Pilsen, das



von den Chorherren des Stifts geleitet wurde. Nach der Matura trat er als Novize in das Stift ein und studierte Philosophie und Theologie zunächst an der stiftseigenen Hauslehranstalt und später an der Theologischen Fakultät in Innsbruck. Seine erste Profess legte er 1885 ab, die ewigen Gelübde 1888. Ein Jahr später weihte ihn der Brixener Fürstbischof, zu dessen Diözese damals noch Innsbruck gehörte, zum Priester. Seine Primiz feierte der junge Chorherr am 11. August 1889 in der Stiftskirche in Tepl. Seit 1887 war Abt Clementso Leiter des Klosters, der den jungen Neupriester Pater Gilbert Helmer zum Weiterstudium in Innsbruck bestimmte, und zwar für die Fächer Germanistik, Altphilologie und Geschichte. Für seine Arbeit „Sprache, Stil und Metrik des jungen Schiller“ erhielt Helmer einen Preis der Universität. 1893 wurde er mit der Arbeit „Die Sprache des jungen Schiller“ promoviert und danach als Lehrer am Gymnasium in Pilsen eingesetzt, wo er außer in der Schule auch durch Vorträge in der Erwachsenenbildung bekannt wurde. In seiner freien Zeit studierte er das Altnordische und andere altgermanische Dialekte, schrieb eine Studie „Zur Syntax Hugos von Montfort“ und hielt Kurse über „Die deutsche Sprache, ihre Geschichte und ihren Zusammenhang mit den anderen indogermanischen Sprachen“. Helmer korrespondierte damals mit dem Direktor des Gymnasiums in Reykjavik und hatte die isländische Zeitung „Thjodolfur“ abonniert. In Germanistenkreisen war er als Spezialist des frühen nordischen Schrifttums, aber auch der mittelhochdeutschen Literatur bekannt.

Als im Jahre 1900 Abt Clementso starb, wählten die Chorherren von Tepl den 36-jährigen Helmer zum neuen Abt. Er leitete das Kloster 44 Jahre und verschönerte es so, wie es bis heute sein Aussehen im Bewusstsein der Besucher bewahrt hat. Eine Festschrift zu seinem silbernen Jubiläum 1925 als Abt zeigt uns, was er für die Kultur, Wirtschaft und Verwaltung des Stiftes leistete. Das Stift betreute damals 25 Pfarreien, verwaltete den Weltkurort Marienbad und erlebte unter Helmer die Jahre des Weltkrieges und den Zerfall des Habsburgerreiches. Helmers Vorbild war Abt Reitenberger, unter dem Marienbad aufgeblüht war und der freundschaftliche Kontakte mit Goethe unterhalten hatte. Helmer ließ den heutigen Bibliothekstrakt erbauen und richtete ein Museum ein. Der von ihm angelegte Park ist leider nach den Verwüstungen in kommunistischer Zeit auch heute nur noch ein Schatten seiner selbst.

Die neuen Machthaber der am 28. Oktober 1918 ausgerufenen Tschechoslowakei entzogen dem Kloster die Leitung des Gymnasiums in Pilsen, das tschechisiert wurde. Die Bodenreform der Prager Regierung nahm dem Stift viel Grundbesitz und 1921 wurden die dem Kloster gehörenden Kuranstalten in Marienbad unter staatliche Zwangsverwaltung gestellt. Da die deutschen Ordensangehörigen einer Reihe

von Klöstern seit 1919 aus Prag vertrieben wurden und auch für Tepl diese Gefahr bestand, erwarb Abt Helmer das 1803 aufgehobene Kloster Speinshart in der benachbarten Oberpfalz wieder für den Orden.

Im alten Österreich war Helmer von 1901 bis 1913 Mitglied des Böhmisches Landtags gewesen und seit 1903 auch des Österreichischen Herrenhauses in Wien. Im neuen Staat leistete er seit 1928 als Abgeordneter der Deutschen Christlich-Sozialen Partei in Prag viel für seine sudetendeutschen Landsleute. Im Prämonstratenserorden wurde er 1927 Generalvikar der Circarie Tschechoslowakei, d. h. aller Prämonstratenserklöster in der Tschechoslowakei, zu denen außer Tepl auch Strahov und Seelau in Böhmen, Neureisch in Mähren und Joos in der Slowakei gehörten. Die Prager Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zum Mitglied. Im schwierigen Zusammenleben von Deutschen und Tschechen trat er entschieden für deutsche Rechte ein. Wie maßvoll er dabei als Landespolitiker vorging, zeigen seine Verhandlungen über den Verkauf der Kuranlagen von Marienbad. Da diese seit 1921 unter staatlicher tschechischer Zwangsverwaltung standen, wollten die Marienbader Nationalsozialisten nach dem Anschluss an das Deutsche Reich 1938 die Anlagen verstaatlichen. Helmer gelang es jedoch, die Bäder und Kuranlagen nach zähen Verhandlungen in Berlin an das Deutsche Reich zu verkaufen. Über dieses Kapitel der Tepler Klostersgeschichte in der Geschichte Marienbads, das meist äußerst oberflächlich und einseitig dargestellt wird, hat der Tepler Prämonstratenser P. Kurt Augustin Huber als Zeitzeuge und unter Auswertung der Quellen berichtet.

Trotz des Rückgangs im Ersten Weltkrieg und der schwierigen Nachkriegszeit erlebte Marienbad einen Aufschwung, so dass man Helmer den „Reitenberger unserer Zeit“ nannte, aber auch einen „pater patriae“. Während seiner Zeit als Abt wurde 1901 die neue Pfarrkirche in Auherzen eingeweiht, die Pfarrei Maria Stock übernommen, die dortige Kirche renoviert und ein Pfarrhaus gebaut. Der Orden hielt Generalkapitel im Stift Tepl, und Helmer selbst nahm an den Eucharistischen Weltkongressen in Montreal und Wien teil, an österreichischen Katholikentagen und an der Überführung der Gebeine des seligen Gottfried von Cappenberg von Prag nach Ilbenstadt im Jahre 1911. Die Nähe Tepls zu Marienbad und die engen Beziehungen des Klosters zu diesem Kurort brachten Helmer in Kontakt zu vielen Großen der Politik und der Kirche und machen deutlich, welch bedeutendes geistig-kulturelles Zentrum das deutsche Tepl war. Die Liste von Persönlichkeiten, die Helmer in Tepl besuchten oder ihn in Marienbad trafen, ist derart beeindruckend und umfangreich, dass hier nur einige ausgewählte Beispiele aufgeführt werden können. Mit manchen Gästen war er längere Zeit verbunden, ja es entwickelten sich Freundschaften wie mit dem Zaren Ferdinand von Bulgarien, der

ihn öfter besuchte und sein 24. Thronjubiläum mit einer Messe im Stift feierte. Als der englische König Eduard 1904 Kaiser Franz Josef in Marienbad traf, saß Helmer neben dem König, der auch im Stift zu Gast war und Helmer ins Schloss Windsor einlud.

Wer heute den auch ein Vierteljahrhundert nach der Wende von 1989 immer noch sichtbaren Verfall des Klosters kennt, kann sich kaum vorstellen, welche berühmten Namen einst das Kloster mit ihrem Besuch beehrten: Thronfolger Franz Ferdinand und Exkönig Alphons von Spanien, König Abbas Hilmi von Ägypten, österreichische Minister und Statthalter, päpstliche Nuntien und Kardinäle, Bischöfe aus Paris, Rio de Janeiro, Polen und Ungarn. Der Wiener Bürgermeister Karl Lueger, der seit 1901 Jahr für Jahr in Karlsbad kurte, erklärte: „Was die Zibeben im Guglhupf sind, das ist bei meinem Karlsbader Aufenthalt der Ausflug nach Tepl.“

1944 konnte Helmer noch seinen 80. Geburtstag begehen. Das Stift hatte im Jahr zuvor seines 750. Gründungstages durch den seligen Hroznata gedacht. Am 4. März 1944 starb der Abt, dessen Nachfolger Petrus Möhler durch die Vertreibung der Sudetendeutschen mit seinen deutschen Mitbrüdern Tepl verlassen musste, nachdem er in Eger inhaftiert worden war. Das seit 1946 tschechische Kloster wurde 1950 von den Kommunisten aufgehoben und erst 1990 dem Orden zurückgegeben. Helmers erster Nachfolger Petrus Möhler war der erste Abt des Stiftes in der Vertreibung. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt im oberpfälzischen Kloster Speinshart, das Abt Helmer 1921 vom bayerischen Staat zurückgekauft hatte, ließen sich die vertriebenen Tepler Prämonstratenser 1948 im Kloster Schönau bei St. Goarshausen im Rheinland nieder, von wo aus Abt Petrus Möhler weiter segensreich für die sudetendeutsche Volksgruppe wirkte. Hier starb er am 7. März 1968. Sein Nachfolger wurde Abt Böhm. In dessen Person zeigt sich die Tragik der sudetendeutschen Klöster nach der Vertreibung. Wie Tepl wurden auch andere Konvente ausgesiedelt und versuchten im Exil einen Neuanfang. Das gilt von den Zisterzienserstiften Ossegg und Hohenfurth ebenso wie von den Benediktinern in Braunau und den Ordensprovinzen der sudetendeutschen Augustiner und der Redemptoristen. Bis auf die Braunauer Benediktiner im niederbayrischen Rohr sind diese Konvente und Ordensprovinzen heute nicht mehr existent. Das gilt auch von den weiblichen Ordensgemeinschaften wie den Kreuzschwestern von Eger, den Klarissen von Leitmeritz, den Ursulinen von Freiwaldau und anderen sudetendeutschen Schwesternklöstern.

Abt Böhm wurde am 10. Juli 1914 in Dotterwies bei Chodau geboren und auf den Namen Rudolf getauft. Er besuchte das Gymnasium in Duppau und Eger, wo er 1934 maturierte und dann ins Stift Tepl eintrat und den Ordensnamen Wolfgang erhielt. Abt Helmer sandte ihn

zum Studium nach Rom ins Angelikum. 1940 erwarb er in Rom das Lizenziat. In der römischen Kirche St. Antonio erhielt er bereits 1939 die Priesterweihe. In die Heimat zurückgekehrt war er als Seelsorger in Wiesengrund und Staab tätig, außerdem in Petersheim und in Stadt Tepl. In dieser Zeit wurde er mehrfach von der Gestapo vorgeladen und in Karlsbad verhört, seine Predigten wurden überwacht, ihm selber KZ angedroht. Nach Kriegsende folgten Verhöre und Verwarnungen durch die tschechischen Behörden und schließlich die Vertreibung am 6. August 1946. In Regensburg war P. Böhm zunächst Präfekt bei den Regensburger Domspatzen, dann Dekanatsflüchtlingsseelsorger in Halsbach (Oberbayern) und Lagerseelsorger in München-Allach, ehe er mit dem Konvent in Schönau eine neue klösterliche Heimat fand. 1949 konnte er in Erlangen zum Doktor beider Rechte promovieren. Das Thema seiner Dissertation war „Die Türkensteuer des Klerus im Bistum Regensburg“. Als Pfarrer im hessischen Aßlar baute er eine Kirche mit Kindergarten, ehe er als Nachfolger von P. Möhler die Abtweihe in Schönau empfing. Wie seine Vorgänger stellte sich auch Abt Böhm der Volksgruppe zur Verfügung und nahm an Heimattreffen, Wallfahrten und an Sudetendeutschen Tagen teil. Er war auch Prorektor des Sozialwerks der Ackermannsgemeinde. Als Wahlspruch in seinem Abtswappen hatte er „Caritate et prudentia“ (Mit Liebe und Klugheit) gewählt. Über sein Abtswappen schrieb Rudolf Hemmerle, es sei „ein zeitgeschichtliches Dokument, denn es versinnbildlicht den Kreuzweg des Stiftes Tepl. Die von den Zeichen der Abtwürde gekrönten vier Felder zeigen das Tepler Stiftswappen (drei Hirschgeweihe) in Silber, den Buchstaben M zu Ehren Marias in Blau, das Stift Tepl in Ketten, versinnbildend die Verfolgung des Klosters und seiner Angehörigen und endlich im vierten Feld einen Anker auf grünem Feld, der Hoffnung und Vertrauen auf Gott symbolisiert“.

Um die Zukunft des Stiftes zu sichern, verlegte Abt Böhm das Kloster von Schönau nach Villingen im Schwarzwald, wo das Stift auch die Seelsorge der neuen Pfarrkirche im Stadtteil Bickeberg übernahm. Von Villingen aus gründete Böhm im Süden Indiens in Mananthavady im Bundesstaat Kerala ein Kloster seines Ordens, das im Gegensatz zum deutschen Stift Tepl aufblühte und bis heute auf 100 Patres und Brüder anwuchs. Von Krankheit heimgesucht legte Böhm die Leitung des Klosters 1985 in jüngere Hände. Er starb am 13. April 1988 und ist auf dem Friedhof des Klosters Speinshart in der Oberpfalz begraben. Sein Nachfolger P. Norbert Schlegel hatte nur die Würde eines Priors, da die Zahl der Professen gesunken war. Prior Schlegel verlegte das Kloster 1987 von Villingen ins schwäbische Obermedlingen. Die Wende in der Tschechoslowakei durch die Samtene Revolution 1989 ließ in Tepl 1990 das dortige tschechische Kloster neu entstehen. In Obermedlingen endete das Klosterleben leider 1996. Der Ordensschema-

tismus der Prämonstratenser im deutschsprachigen Raum vom Jahre 2004 verzeichnete nur noch dem Namen nach ein „deutsches“ Stift Tepl-Obermedlingen in Manamthavady in Indien. Unter seinen Chorherren wurde noch P. Norbert Schlegel bis zu seinem Tode geführt, obwohl er als Vorsitzender des Sudetendeutschen Priesterwerkes in Brannenburg tätig war.

*Rudolf Grulich*

## **Auch die österreichischen Bischöfe verurteilten die Vertreibung**

„Wir katholischen Bischöfe können nicht länger schweigen zu dem furchtbaren Lose der mehr als 10 Millionen Ostdeutschen, deren Vorfahren größtenteils vor sieben- bis achthundert Jahren im ostdeutschen Raum gesiedelt und den Boden urbar gemacht haben. Es handelt sich um die Deutschen in Schlesien, in Ost- und Westpreußen, in Pommern, im Sudetenland, aber auch in Ungarn, Rumänien und Südslawien“, schrieben vor fast 70 Jahren am 30. Januar 1946 die nord- und westdeutschen Bischöfe in einem gemeinsamen Hirtenwort. Die Zahl von 10 Millionen sollte sich im Laufe des Jahres 1946 noch gewaltig erhöhen.

„Die Austreibung ist mit furchtbarer Brutalität und Nichtbeachtung aller Menschlichkeit erfolgt“, heißt es in dem Hirtenwort weiter. „Die Weltöffentlichkeit schweigt zu dieser furchtbaren Tragödie.“

Bereits am 1. November 1945 hatte Papst Pius XII. in einem Schreiben an die Bischöfe Deutschlands von den „überaus traurigen Vorkommnissen“ gesprochen, „die sich in Ostdeutschland in den letzten Monaten ereignet haben.“

Vor dem gemeinsamen Brief der nord- und westdeutschen Bischöfe hatten sich schon eine Reihe von deutschen Bischöfen in eigenen Hirtenbriefen an ihre Gläubigen gewandt und immer wieder die Vertreibung verurteilt. So nannte der Bischof von Regensburg, Michael Buchberger, am 14. Oktober 1945 „die Vertreibung dieser armen Menschen aus ihrer Heimat und namentlich die rücksichtslose und herzlose Form, in der sie vertrieben werden, ... nicht weniger als so manche Unmenschlichkeit des Weltkrieges, eine Menschenschande.“

Aber nicht nur die deutschen, auch die österreichischen Bischöfe meldeten sich damals zu Wort. So schrieb Erzbischof Dr. Rohrer von Salzburg, der sich auch auf die Weihnachtsansprache des Papstes 1945 bezog:

„Wer unter allen Völkern der Welt, so fragt der Papst, kann sagen, wir haben ein reines Gewissen, wir sind frei von Schuld? Zweierlei Gewicht und zweierlei Maß, zweierlei Moral und zweierlei Recht ist ein Greuel vor Gott. Wer Sühne für Schuld verlangt, muss peinlich darauf achten, dass er nicht das Gleiche tut, was er anderen als Verbrechen verurteilt.

Die Völker, vornehmlich die mittleren und kleinen, haben das Recht selbst ihre Geschicke in die Hand zu nehmen. Alle Nationen der Erde müssen als vollberechtigte Glieder der Menschheitsfamilie beachtet und behandelt werden. Keines darf eine bloße Figur im politischen Spiel, keines eine bloße Nummer in den wirtschaftlichen Berechnungen sein. Willkürlich, entgegen allen geschichtlichen Entwicklungen, die Grenzen der Staaten zu ändern, kann keinen Frieden bringen. Millionen von Menschen und Hunderttausende von Familien mit schlecht verheimlichter Grausamkeit weg von Haus und Hof ins tiefste Elend zu stürzen, führt unmöglich zum Weltfrieden und wird eine nie verstummende Anklage gegen jene Männer bilden, die dies verursacht haben.“

Erzbischof Theodor Innitzer, der Kardinal von Wien, wandte sich in einem Hirtenbrief an die Heimatlosen:

„Ich wende mich an die vielen Menschen, die als Vertriebene und Flüchtlinge bei uns sind: (...) Laßt euch von der katholischen Kirche einladen, kommt in unsere Kirche, zu unserem Gottesdienst, ordnet euch durch euer Kommen und eure Teilnahme selber in unser kirchliches Leben, in unsere Pfarrgemeinden ein. So werdet ihr in unserer katholischen Pfarrgemeinschaft wieder Liebe, Lebensmöglichkeiten, Ordnung und Frieden finden. Tut von euch aus alles, dass der bei unserem Volke in Österreich vorhandene gute Wille nicht enttäuscht oder zurückgestoßen werde. Seid ihr nur vorübergehend bei uns, und wird eure künftige Heimat in einem anderen Lande sein, so sollt ihr an die Zeit bei uns in Österreich mit guten Erinnerungen zurückdenken können. Werdet ihr aber je nach den vorhandenen Möglichkeiten künftighin bei uns eure dauernde Heimat finden, so sollt ihr durch euer Leben und euer ganzes Verhalten das Vertrauen unseres Volkes gewinnen und gute Wurzeln in unserem Lande schlagen können. Es wird viel an euch selber liegen, wie sich das Verhältnis zwischen euch und unserem österreichischen Volke vorübergehend oder auf die Dauer gestalten wird ...“

Das erzbischöfliche Seelsorgeamt in Wien gab 1946 verschiedene Materialien für die Vertriebenen heraus, z B.: *Heimatlose beten*. Darin wurde auch zu einem Apostolat der Heimatlosen aufgerufen und wurden Anschriften von vertriebenen Priestern mitgeteilt.

*Rudolf Grulich*

# Oskar Schindler ist nicht der Einzige

## Auch andere Sudetendeutsche wurden als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt

Seit den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts ehrt die israelische Behörde Yad Vashem in Jerusalem die „Gerechten unter den Völkern“, das sind Nichtjuden, die bei der Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten jüdische Mitbürger retteten, auch wenn sie dabei ihr eigenes Leben oder das ihrer Angehörigen gefährdeten.

Unter den zahlreichen Deutschen und Österreichern, die neben Angehörigen vieler europäischer Nationen diesen Titel erhielten, war schon 1967 der heute durch den Film von Steven Spielberg bekannte Oskar Schindler aus dem mährischen Zwittau. Im Jahre 1993 erweiterte Yad Vashem diese Anerkennung auch auf Schindlers Frau, Emilie Schindler, und würdigte so ihren Beitrag zu dem, was Oskar Schindler leistete. Das Ehepaar Schindler ist aber nicht allein und die beiden sind nicht die einzigen Sudetendeutschen, denen diese Ehrung in Jerusalem zuteil wurde. Ein eigenes „Lexikon der Gerechten unter den Völkern“ stellt alle Deutschen und Österreicher vor. Bundespräsident Horst Köhler schrieb dazu ein Vorwort. Daniel Fraenkel behandelt die Deutschen, Jakob Borut die Österreicher. Als Sudetendeutsche und Altösterreicher wissen wir um die Problematik dieser Einteilung. Leider werden in dem Buch mit 410 Deutschen und 86 Österreichern nicht immer die Geburtsorte oder die Herkunft der Geehrten genannt. Oft wird nur erwähnt, wo der betreffende Helfer oder die Helferin zur Zeit des Krieges wohnte oder arbeitete, manchmal heißt es nur, dass er oder sie Volksdeutsche waren.

Wir finden Schlesier und Ostpreußen, Pommern und Danziger, Westpreußen und andere Ostdeutsche aus den verschiedenen deutschen Siedlungsgebieten in Polen, in der Bukowina und im Baltikum. Hier soll nur auf einige Sudetendeutsche hingewiesen werden.

1979 kannte Yad Vashem Gertrud Steinl, als Gerechte unter den Völkern, an, von der es in der Jerusalemer Akte 1618 nur heißt, „eine Sudetendeutsche, sie arbeitete als Aufseherin bei der Karpaten Öl AG in der polnischen Stadt Stryj“. Die polnischen Arbeiter schätzten sie wegen ihrer menschlichen Einstellung. Als ihr eine Arbeiterin gestand, dass sie Jüdin sei, kümmerte sich Frau Steinl um sie und schickt sie 1943 zu ihren Eltern nach Graslitz, wo Sarah Schlomi, eine geborene Fröhlich, den Krieg überlebte und in Graslitz als Hausmädchen und in einer Munitionsfabrik arbeitete.

1986 erhielt Otto Springer diese Auszeichnung, der 1907 in Prag geboren wurde. Er wird in Jerusalem unter der Akte 3402 geführt.

Springer hatte 1938 kurz vor dem Einmarsch Hitlers in Prag die Jüdin Hanna Adler geheiratet, also drei Jahre nach dem Erlass der Nürnberger Rassegesetze. Als er sich weigerte, sich scheiden zu lassen kam er in das Arbeitslager Klettendorf im schlesischen Graeditz und dann nach Habibor bei Prag. Es gelang ihm, durch Kontakte zu einer kleinen Gruppe von Nazigegnern seine Frau und fünf weitere Juden zu verstecken und so zu retten. Seine älteste Tochter wurde in einem Versteck geboren.

Von Ruth Zielinski, die 1991 ausgezeichnet wurde, heißt es in Akte 4886, sie „gehört zu einer volksdeutschen Familie, die aus dem Sudetenland nach Krakau in Polen gekommen war.“ Im Juli 1942 bat die jüdische Familie Kimel Frau Zielinski um Hilfe, die früher als Haushälterin bei der Schwester von Frau Kimel gearbeitet hatte. Ruth Zielinski half ihnen und versteckte das Ehepaar Bernard Dav Kimel und seine Frau drei Monate in ihrer Wohnung, obwohl ihr die anderen Familienmitglieder deswegen Vorwürfe machten.

Unter den „Österreichern“ wird Joachim von Zedtwitz geführt, der 1939 „Deutscher Medizinstudent in Prag“ war. Ihm wurde 1994 die Auszeichnung in Jerusalem verliehen, weil er sich nach Hitlers Einmarsch in Prag in einer Gruppe von aktiven Nazigegnern engagierte, um Juden die Flucht ins Ausland zu ermöglichen. Er fuhr bis September 1939 mehrfach mit Juden nach Mährisch-Ostrau, von wo aus örtliche Führer die Juden über die Grenze nach Polen brachten. Durch die Besetzung Polens war seit September 1939 dieser Weg versperrt. Aus Scham vor den Verbrechen der Nationalsozialisten hatte Zedtwitz die deutsche Staatsbürgerschaft aufgegeben. 1940 wurde er von der Gestapo verhaftet und verbrachte 15 Monate in Haft. Nach seiner Entlassung arbeitete er in Berlin in einem Krankenhaus.

*Rudolf Grulich*

Bitte unterstützen Sie die Arbeit  
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!

# Die religiös-kirchliche Struktur der sudetendeutschen Heimat

In Nidda referierte Professor Rudolf Grulich im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien über die religiös-kirchlichen Strukturen bei den zu 90 Prozent katholischen Sudetendeutschen. Ihre Gläubigkeit wurde sowohl durch die stammesmäßigen und regionalen Gegebenheiten als auch durch das gemeinsame kirchenpolitische Schicksal in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie und durch verschiedene geistige Sonderentwicklungen der Länder Böhmen, Mähren und Schlesien bestimmt. Während der Katholizismus der Deutschen in Südböhmen, d. h. im Böhmerwald, und in Südmähren Gemeinsamkeiten mit dem angrenzenden bairisch-österreichischen und süddeutschen Katholizismus aufweist und an einer im guten Sinne „naiven“ Religiosität teilhat, nimmt der nordmährisch-schlesische Volksteil in seiner religiösen Praxis eine Mittelstellung zwischen dem österreichischen und dem regsameren preußisch-schlesischen Katholizismus ein. Ein mehr bewusstes, aktives Element tritt in Nord- und Nordwestböhmen, einem mitteldeutschen Volksteil, auf. Dem süddeutschen Charakter nahe stehen auch das Egerland und das ländliche Westböhmen. Negative, ja fast antikirchliche Züge waren besonders im Industriegebiet Nord- und Nordwestböhmens, ferner in den meisten großen Städten zu verzeichnen. Gegenüber Böhmen als Ganzem war die Lage in Mähren-Schlesien entschieden günstiger. Dieses Land hatte sich in religionspolitischer und nationaler Hinsicht ruhiger entwickelt und war mit Österreich enger verbunden. Als die kirchlich ungebrochensten Gebiete galten in Böhmen neben dem südlichen Böhmerwald vor allem das nordböhmische Niederland, ferner in Mähren-Schlesien das Gebiet um Freiwaldau, das zur Erzdiözese Breslau gehörte, das Kuhländchen, der Schönhengstgau und Südmähren.

Auch die *soziale* Gliederung begründete Unterschiede in der Kirchlichkeit. Während das städtische Bürgertum mehr oder weniger josefinisches und liberales Erbe bewahrt hatte, stand das Bauerntum mehr in der Überlieferung einer barocken Volksfrömmigkeit. Doch ist hierbei an eine scharfe Abgrenzung nicht zu denken. Die *Arbeiterschaft* war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts der Kirche weitgehend entfremdet, ja unter dem Einfluss des marxistischen Sozialismus ihr ausgesprochen feind geworden. Allerdings war die lange vorherrschende feudal-bäuerliche Struktur der Kirche in den Sudetenländern wenig dazu angetan, in nennenswerter Weise an der Lösung der sozialen Frage mitzuwirken. Ähnliche Versäumnisse gab es gegenüber der nationalen Frage d. h. dem Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen.

Obwohl die christlich-soziale Bewegung Österreichs maßgeblich von Sudetendeutschen (A. Opitz und F. M. Schindler) mitbegründet wurde und große Erfolge in den mittleren und unteren Schichten Wiens und Österreichs errang, fand sie in den Sudetenländern vor 1918 kein nennenswertes Echo. Der Katholizismus der Sudetendeutschen war zunächst als ehemaliger Teil des gesamtösterreichischen – ein solcher der maßgeblich mit staatlichen Mitteln betriebenen katholischen Reform bzw. der Gegenreformation der Habsburger im 17. Jahrhundert. Das Ergebnis des zumindest äußerlich vollständigen Sieges der Rekatolisierung und der fast vollständigen Ausschaltung anderer konkurrierender Bekenntnisse war eine mit dem Staatswesen aufs engste verbundene Kirche: die österreichische Staatskirche. Es wurde in diesem Zusammenhang vom „imperialen“ Charakter des österreichischen Katholizismus gesprochen (A. Böhm). Einen äußeren Ausdruck fand dieser noch im 20. Jahrhundert im kirchlich-staatlichen Gepränge mancher kirchlicher Feierlichkeiten, wie bei Bischofsempfängen oder Fronleichnamsprozessionen. Folgende Erscheinungen sind in dieser Tatsache mitbegründet:

a) Der Katholizismus wurde weitgehend als selbstverständliches Zubehör im Gesamtbestand der kulturellen und staatlichen Überlieferungen betrachtet, so sehr, dass selbst innerlich vom Glauben losgelöste Menschen nur selten die letzten Folgerungen zogen und zum formellen Kirchenaustritt schritten. Der im Verhältnis zum Kräfteaufwand geringe Erfolg der Los-von-Rom-Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg und der nationalsozialistischen Abfallpropaganda findet darin, neben ebenfalls vorhandener Gleichgültigkeit in letzten Lebensfragen, seine Erklärung.

b) Die Katholiken waren an das staatliche Schutzverhältnis und die privilegierte Stellung der Kirche gewöhnt, was zur Folge hatte, dass sie die Kirche zu sehr äußerlich-gegenständlich zu betrachten lernten und zu wenig der eigenen Sorge anheimgestellt empfanden. Dies lähmte den kirchlichen Sinn, das Diözesan- und Pfarrbewusstsein, und führte zu einer Passivität der Laien und in gewissem Sinn auch der Priester. Für viele erschien die Kirche zu sehr als Angelegenheit des Klerus. Regungen kirchlichen Freiheitswillens konnten daher nur zu leicht als „Klerikalismus“ bezeichnet bzw. missdeutet werden. Zaghafte Antriebe auf dem Gebiet kultureller und politischer Gestaltung aus genuin christlichen Wertvorstellungen. Das Bekenntnis, die „Confessio“, fand wenig Gelegenheit, sich zu äußern. Die staatlichen Garantien und der relative Reichtum dieser Kirche (bei im großen und ganzen durchaus bescheidenem Einkommen des Seelsorgeklerus!) ließen wenig Möglichkeit, die Opferkraft der Gläubigen für die Kirche aufzurufen. Erst die Angriffe des vordringenden Liberalismus, vor allem aber der Wegfall des staatlichen Schutzverhältnisses

und die antikirchliche Einstellung der tschechoslowakischen Staatsgründer nach 1918 machten den Weg frei, die Kirche wieder mehr als eigene Sache betrachten zu lernen. Das Fehlen konkurrierender Glaubensgemeinschaften (die evangelische Minorität betrug zuletzt nur etwa fünf Prozent) hatte den Mangel an geistiger Regsamkeit sicher mitbedingt.

c) Gegenüber vielem Fragwürdigen an der Rekatholisierung bleibt ein oft übersehenes Positives bestehen: Es gab eine echte und fruchtbare Religiosität des Barockzeitalters. Sie formte die religiöse Ausdruckswelt durchgehends. Das zeigen die Sakrallandschaften die Wallfahrten und Andachten. Hinter diesen schützenden Formen vermochte sich das einfache Volk gegenüber den zerstörenden Einflüssen der Aufklärung und des Liberalismus den Sinn für das Glaubens- und Kultmysterium und damit für wesentliche christliche Haltungen zu bewahren.

Mit dem österreichischen und süddeutschen, zum Teil auch schlesischen Katholizismus hat die Religion der Sudetendeutschen gemeinsam, dass sie *Volksreligion* war, mit allen Vor- und Nachteilen. Das Bild- und Gemüthafte und Konkrete spielte darin eine große Rolle. Wesentliche gestaltende Kräfte des Einzelnen und der Gemeinschaft wurden dadurch angesprochen und alte Volkstumsüberlieferungen waren darin aufgenommen. Die Verwurzelung des Glaubens vollzog sich in seelischen Tiefenschichten, was es Glaubenssurrogaten (Fortschritts-, Deutschglaube) sehr erschwerte, sich Eingang zu verschaffen. Eine stark im Gemüthafte verwurzelte *Heiligen-*, besonders *Marienverehrung*, ferner die Freude an stimmungshaltigen Gottesdiensten wie Maiandachten und der Christmette traten hervor. Außerordentlicher Beliebtheit erfreute sich, auch in liberal-bürgerlichen Kreisen, die Pflege der (instrumentalen) Kirchenmusik. Dem nicht hoch genug anzuschlagenden Wert solcher bild- und gemüthafter, konkreter und gemeinschaftsgebundener Religion war jedoch die sehr ernstzunehmende Gefahr nahe, dass die Religionsausübung „materialisiert“ wurde. Die „do ut des“-Haltung Gott gegenüber trat in den Vordergrund. Man blieb an den gegenständlichen Dingen des kirchlichen Lebens haften. Sakramentalien und Brauchtum wurden höher geschätzt als innere Haltung und Sakramente. Damit war eine Vertauschung von Peripherem und Zentralen gegeben, was zum Verlust an wesenhafter Lebendigkeit und zur Erstarrung in überlieferten Formen, zur „Verflachung der religiösen Pflichterfüllung zu Gewohnheitsakten“ (A. Böhm) führte. Volksreligion war im Wesentlichen auch die Frömmigkeit der gebildeten Schichten geblieben, soweit diese vom Josefinismus und Liberalismus nicht versehrt worden waren. Das heißt: es gab kaum eine nennenswerte „gebildete“ Katholizität, eine geistig durchleuchtete und durchformte Frömmigkeit, wie sie

etwa im Westen Deutschlands anzutreffen war. Das Regulativ der Lehre, der gedanklichen theologischen Synthese für das religiöse Leben war gering.

Der Kolonistenboden war mit seiner starken wirtschaftlichen Inanspruchnahme und seinen späteren kirchlichen und nationalen Machtkämpfen der Pflege des *kontemplativen Ideals* nicht günstig. Es fehlen bei den Sudetendeutschen große Leistungen auf dem Gebiet der Metaphysik, der Theologie und der Mystik. Auch die einheimische Kunst litt – namentlich seit dem 19. Jahrhundert – am Mangel dieser spärlich betreuten Grundlage geistigen Lebens. Große Begabungen mussten außer Landes in ruhigerer Atmosphäre zur Reife kommen und ihre Werke schaffen. Denken wir an Namen wie J. v. Führich, A. Günther, E. Veith, Adalbert Stifter, R. v. Kralik, H. Eibl u. a. Es entwickelte sich die bekannte praktische (und pragmatische) Einstellung zur religiösen und weltanschaulichen Wahrheitsfrage und dies war mit der Hauptgrund, dass die Aufklärung und der Josefinismus und ihre liberalen Spätformen so lange ihre Geltung behaupten konnten und auch zum Teil in die innere Struktur des sudetendeutschen Katholizismus eingegangen waren.

Die Aufklärung bzw. der Josefinismus wollten sich durchaus als eine katholische Reform verstanden wissen. Tatsächlich wurden sie aber dem innersten Wesen der Kirche nicht gerecht und begünstigten die Aushöhlung des religiösen und kirchlichen Bewusstseins in doppelter Hinsicht. Einmal verengten sie das Christentum auf die natürliche Moral und instrumentalisierten aus Zweckdenken Dogma und Kult, wodurch Religion immer mehr als Mittel für die natürlichen und diesseitigen Daseinsziele (Glück, Humanität, staatliche Ordnung, völkische Existenz) angesehen und einzusetzen versucht wurde. Zum anderen veränderte bzw. verstärkte der Josefinismus jenes schon vorhandene Ineinander von Kirche und Staat dahin, dass die Kirche in die Rolle einer willfährigen Dienerin nicht nur der kulturellen Aufgaben des Staates wie der Schule, sondern auch zur Stütze und Garantie seiner inneren Ordnung und seines Formprinzips gemacht wurde. Sie geriet in gefährliche Nähe zur polizeilichen Funktion der Staatsgewalt. Dies tat ihrem Ansehen nicht zuletzt bei denen Abbruch, die ein solches Staatskirchentum befürworteten. Es konnte dahin kommen, dass die „Kirche nicht als Kirche erlebt wurde“ (F. Lorenz). Das verhängnisvolle Erbe der Aufklärung war die Entfremdung von Lehre (Dogma) und Bekenntnis, vom sakramentalen Leben und – Folgen des alten Staatskirchentums verstärkend – von der Idee und Wirklichkeit der Kirche als selbständiger *Glaubensgemeinschaft*. Mit Unbehagen empfand es ein beträchtlicher Teil des sudetendeutschen Bürgertums, dass die Kirche in Deutschland eine „bekenkende“ war, ein starkes Eigengewicht innerhalb der Gesamtgesellschaft besaß und

im Innern Ansprüche an die Disziplin stellte. Das führte zum Vorwurf des „Konfessionalismus“, womit – in Verkennung des Wesens der Kirche – Isolierung, Spaltung der Staats- oder Volksgemeinschaft aus Sonderinteresse verstanden wurde. Schwer fiel es, nach 1945 den Heimatvertriebenen der bürgerlichen Schicht aus den ehemaligen österreichischen Ländern Sinn und Berechtigung des konfessionellen Prinzips klarzumachen, z. B. der konfessionellen Schule. Das schwache Verhältnis zur Lehre (Dogma) hatte zur Folge, dass die Frömmigkeit, der inneren Ordnung entbehrend, zu sehr eine solche des Gefühls, ja der bloßen Stimmung (Kirche als Stimmungsrequisit bei Trauung und Begräbnis) wurde und damit ins rein Subjektive, Unverbindliche, auch ins Verniedlichte, abglitt und verflachte (die schöne Predigt u. a.). Die Liturgische Bewegung nach 1918 hatte versucht in verheißungsvollen Ansätzen dieser Fehlentwicklung entgegenzuwirken. Der Josefinismus und Liberalismus war vor allem das Schicksal des *Bürgertums* und der *Gebildeten* geworden. In die Landbevölkerung vermochte dieser Geist zum Teil dadurch einzudringen, dass während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch ein Teil des Klerus von der Aufklärung beeinflusst war und später, nach 1868, durch die Einführung der interkonfessionellen Schule dem religiösen Formprinzip durch liberale Einflüsse aus dem Deutsch- und Geschichtsunterricht praktisch entgegengewirkt wurde. Der Josefinismus förderte durch seinen inneren Widerspruch jene schon erwähnte sonderbare Erscheinung, dass man der Kirche einerseits fremd gegenüberstand, sie aber in den meisten Fällen gleichzeitig doch irgendwie als zum Leben gehörig zuließ. Einen eigentlichen Kulturkampf hatte es deshalb vor dem Nationalsozialismus bei den Sudetendeutschen nicht gegeben. Doch wurde mit Recht bemerkt, dass durch einen derartigen „Ausgleich“ die geistigen Fronten nicht geklärt und notwendige Entscheidungen zum Nachteil des geistigen und religiösen Lebens hinausgeschoben wurden (F. Valjavec). Von der Aufklärung rührt noch ein besonderes *Pathos* der wahrscheinlich in der Kolonisation besonders entwickelten *Hilfsbereitschaft* und *Wohltätigkeit*. Nicht selten drohte aber dabei die Gefahr der Selbstgerechtigkeit und wurde bürgerliche Rechtschaffenheit gegen den Anspruch des religiös-kirchlichen Ideals ausgespielt. Scharf wurde der Blick für die Diskrepanz zwischen Glauben und Leben, wie sie im Leben ja niemals ganz ausbleibt. Gerne dienten diese Erfahrungen dann als die erwünschte nachträgliche Rechtfertigung der bisher geübten Distanzierung vom kirchlichen Leben. Enttäuschungen über manches Versagen gegenüber Heimatvertriebenen vor allem in äußerlich kirchlich-disziplinierten Aufnahmegebieten schienen den Sudetendeutschen die Richtigkeit ihres josefinischen Weges zu bestätigen. Dem Klerus verblieb aus der josefinischen Vergangenheit ein besonderes Verhältnis zur praktischen Pädagogik der

Katechese und zur Schule, allerdings auch zur Pfarrkanzlei. In der Seelsorge konnte er sich im allgemeinen nicht getrauen, viel zu fordern. Der Priester genoss im bäuerlichen Volk Ansehen, namentlich in den Landschaften mit stärkerer kirchlicher Tradition. Auch liberal-bürgerliche Kreise versagten ihm im allgemeinen die Achtung nicht, doch schien diese mehr seinem akademischen Stand als seinem sakramentalen Charakter zu gelten.

Die Führung der öffentlichen bildungsmäßigen und gesellschaftlichen Belange hatte der nationale-liberale Geist ohne nennenswerte Gegenbewegung übernehmen können. Ein weiterer Umstand, der die religiöse Lage der Sudetendeutschen nachteilig beeinflusste, war der *Nationalismus* in seiner besonderen Form der österreichischen Nationalitätenkämpfe. Die bereits genannten negativen Kräfte hatten das Vakuum für den Einbruch säkularisierter Glaubenshaltungen und –gemeinschaften bis hin zur Ersatzreligion mitgeschaffen. Der romantische Nationalismus hatte die Richtung auf Glaubensersatz bereits in sich getragen. Die verspätete Wahrnehmung aber des *echten* Anliegens der nationalen Bewegung seitens der kirchlichen Führung Altösterreichs hatte die Entfremdung der nationalen Führungsschicht und eines weiten Teils des Bürgertums von der Kirche beschleunigt. Josefinismus, Liberalismus und Nationalitätenstreit waren kein günstiger Nährboden für die notwendigen Priesterberufungen. Ein Teil des geistlichen Nachwuchses wanderte auch in die ruhigeren österreichischen Alpenländer ab. Nicht selten waren daher Sudetendeutsche auf tschechische Seelsorger in deutschen Pfarreien angewiesen, was nicht zur Annäherung an die Kirche beitrug. So schloss sich der Kreis. Kirche und Papsttum wurden von den National-Liberalen als Gegner der nationalen Ansprüche empfunden. Der antirömische Affekt eines beträchtlichen Teiles des sudetendeutschen Bürgertums ist erst nach 1945 gewichen, als es den Papst als den großen Anwalt der Menschenrechte der Besiegten, insbesondere des Heimatrechtes der Vertriebenen sah.

Die religiöse Erneuerung nach dem Ersten Weltkrieg, als in der katholischen Jugendbewegung und im Klerus die Einheit von Volk und Kirche wieder sichtbar wurde (die östlich christlich soziale Bewegung eines Ambros Opitz war darin vorangegangen) vermochte in den Sudetengebieten sogar Söhne national-liberaler Elternhäuser für den Ordens- und Priesterberuf zu gewinnen. Zuletzt hatte der sudetendeutsche Priesternachwuchs den tschechischen prozentual überflügelt. Doch blieb aufs Ganze gesehen die Führung im öffentlichen Leben bei Persönlichkeiten ohne betont katholische religiöse und kirchliche Bindung und ging teilweise auch auf Protestanten über. Aus den Nationalitätenkämpfen war in manchen betont nationalen Kreisen die Auffassung geblieben, dass der Protestantismus die „deutschere“ Re-

ligion sei! „Los von Rom!“ Immerhin war es nach 1918 gelungen in weitere Kreise des Volkes Gedanken der christlichen Gesellschaftslehre einzuführen, was zum Aufschwung des katholischen Organisationslebens führte. Zu kurze Zeit war diesen verheißungsvollen Anfängen kirchlicher Erneuerung beschieden. Nach 1933 gerieten diese in die Mühle des sich zuspitzenden Nationalitätenkampfes. Religion wurde teils als Mittel zum Zweck völkischer Existenz erachtet, teils durch Bekenntnis zum Volkstum ersetzt. Das Landvolk blieb davon im großen ganzen unberührt. Die kirchenfeindlichen Maßnahmen des Nationalsozialismus hatten neben schädigenden Wirkungen auch zur notwendigen, längst fälligen Unterscheidung der Geister beigetragen. Das Leid des Krieges und die allgemeine Erschütterung des Daseins während der Jahre 1945/46 führte zu einem religiösen Aufbruch in einem seit Jahrhunderten nicht mehr gekannten Ausmaß. Allerdings wurde auch die seit langem bestehende religiöse Krise offenbar. Viele fanden zu einem vertieften Glaubensleben, ein Teil zur Bejahung der kirchlichen Ordnung, andere suchten hilflos, andere verhärteten im Hader gegen die unverstandene Heimsuchung.

Die Sudetendeutschen Katholiken konnten sich auf die Dauer der Entscheidung nicht entziehen, dem deutschen Katholizismus, der in seinem Kern das Wesen der Kirche besser ausdrückte, zuzustimmen oder der Kirche noch fremder zu werden. Sie waren allerdings nicht nur Empfangende: Ihr geschärfter Blick für die Belange der natürlichen Ordnung und ihre Rechte nicht nur des Heimat- und Volksgruppenrechtes, und für die Bewährung des Christentums in einer persönlichen durchwärmten Nächstenliebe und Sozialgerechtigkeit hätte dazu beitragen können, einige im praktischen Alltag (nicht im Prinzip!) in Deutschland hie und da vernachlässigte wesentliche katholische Haltungen wieder mehr ins Bewusstsein zu heben und zu beleben.

P.S. Eine eindringende und systematische Strukturanalyse des Katholizismus der Sudetendeutschen ist bisher nicht versucht worden. Wir vermissen sie auch in dem von Prof. H. Donat herausgegebenen Sammelwerk *Die deutschen Katholiken in der Tschechoslovakischen Republik* (Warnsdorf 1934). Die auf breiter Ebene erfolgende tägliche Begegnung mit dem reichsdeutschen Katholizismus nach 1945/46 stellte aber diese Frage nach dem religiösen Eigensein der Vertriebenen mit besonderer Dringlichkeit. Bausteine, Ansätze und Versuche finden sich in der folgenden angeführten Literatur. In sachlicher wie methodischer Hinsicht ist der Beitrag von A. Böhm über den österreichischen Katholizismus eine wertvolle Hilfe, das nahe verwandte sudetendeutsche Problem anzugehen.

(Redaktion)

Literaturangaben können im Institut angefordert werden.

## Unser Bücherangebot

Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung und einem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. (= Kirche und Heimat 5). 112 Seiten, EUR 9,80.

**Böhmisch-mährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich**, Herausgegeben vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau**. 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei**. 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

**Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:**

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn**. Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz**. 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“**. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.